Im Gespräch

»Ich will von meinem Glück etwas abgeben«

Ein Gespräch zwischen Gisal Wnuk-Gette und Wolf Ritscher

Liebe Gisal, es ist schön, hier in der Wenger Mühle zu sitzen, und ich freue mich sehr auf die Geschichten zu deiner Geschichte.

Zu meiner Biografie gehört, dass ich sowohl in der DDR als auch in der BRD sozialisiert bin. Ich bin 1940 in Oberschlesien, in Kreuzberg geboren, achtzig Kilometer östlich von Breslau und fünf Kilometer von der polnischen Grenze entfernt, wie sie vor 1939 bestand. Im Januar 1945 sind wir von dort Richtung Westen geflüchtet und dann im Oktober 1945 in Thüringen bei einer Tante und einem Onkel gelandet. 1953 sind wir weiter in den Westen geflüchtet, weil mein Vater beim Bund freiheitlicher Juristen gearbeitet hat, also gegen das DDR-Regime, und vor seiner bevorstehenden Verhaftung gewarnt wurde. Da war ich 13. Wir sind über Westberlin geflohen und von dort in das Ruhrgebiet gekommen. Von uns allen hat in der DDR mein Bruder am meisten gelitten, denn er durfte nicht auf die Oberschule, obwohl er der Zweitbeste seiner Klasse war; deshalb musste er eine Schlosserlehre anfangen. In dem Ablehnungsbescheid wurde als Grund genannt, dass sein Vater nicht für die Partei arbeite.

Und wo seid ihr dann im Ruhrgebiet gelandet?

In Dortmund; da waren wir zwei Jahre in einem Durchgangslager. Diese zwei Jahre sind sehr entscheidend gewesen für meine spätere Berufswahl. Wir waren dort, bis mein Bruder, der Bergmann geworden war – nach der Schlosserlehre in der DDR –, ein kleines Siedlungshaus für Bergleute bekommen hatte. Wir lebten am Anfang in einem großen Saal mit 70 Menschen, der mit Decken unterteilt war, pro Mensch fünf Quadratmeter; ein deutscher Schäferhund hatte zu dem Zeitpunkt acht. Später wurden die Decken durch Presspappe ersetzt – du hast alles mitbekommen, gehört, gerochen, sogar gesehen, was bei den anderen passierte. Mein Vater war besonders pfiffig und hat die Bühne, die es in diesem Saal gab, für uns okkupiert. Diese war mit sieben Betten für eine siebenköpfige Familie ausgestattet. Die gab es aber nicht, nur uns, wir waren fünf Personen. So hatten wir von Anfang an mehr Platz, waren etwas von den anderen Familien abgetrennt und es gab noch einen Raum neben der Bühne, aus der meine Mutter ein Wohnzimmer gemacht hat. Für uns Jugendliche war diese Unabgeschlossenheit des Pri-

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

vaten schon schwierig – meine Schwester war 18, mein Bruder 16, ich 13. Deshalb hat meine Mutter vom zweiten Geld, das wir erhalten haben, Stoff gekauft und für jedes Bett einen Vorhang genäht. Und vom dritten Geld hat sie jedem von uns eine Lampe reingehängt, so konnte ich viel lesen.

Du wolltest etwas zum Zusammenhang von späterer Berufswahl als Psychologin bzw. Familientherapeutin und Lagerleben sagen.

Ich habe in diesen zwei Jahren erfahren – ohne dass ich das damals hätte reflektieren können, wie ganz normale Familien zu asozialen Familien wurden, wie ganz normale Menschen an ihre Grenzen kamen. Es gab unendlich viel Gewalt, Missbrauch, Trennungen, Scheidungen. Ich habe damals intuitiv verstanden, dass es der Kontext ist, in dem sich Menschen so oder anders verhalten, und nicht der Mensch für sich selbst. Ich habe gesehen, dass ganz nette Familien zerbrochen sind oder ganz nette Väter sich an ihren Töchtern vergingen. Das bekam man hautnah mit.

Aber euer Kontext war auch so und dennoch lief es bei euch anders.

Ja, ich denke dank meiner fantastischen Mutter und meines eher zurückhaltenden, aber immer für die Familie sorgenden Vaters. Die schon erwähnten Vorhänge waren ein Zeichen dafür, wie bei uns auf Grenzen und eigene Räume geachtet wurde, und das machte den Unterschied.

Da sind wir beim Thema der Resilienz: Was brachte eure Familie für Ressourcen mit in dieses Lager, um es unbeschadet verlassen zu können?

In der Familie meiner Mutter gab es zehn Kinder. Und meine Mutter war genau in der Mitte. Sie hat diese Position im Genogramm auch psychisch eingenommen: Sie hatte den Blick auf die anderen um sie herum. Da ging es um die Gestaltung von Beziehungen, Grenzen und Individuation – in dieser Hinsicht war sie unglaublich stark.

Ich denke mir, dass du für dein eigenes therapeutisches und privates Verhalten viel von deiner Mutter übernommen hast, oder?

Meine Mutter hat mich mehr geprägt als alle Aus- und Weiterbildungen, die ich gemacht habe: Sie war einfach eine ganz starke und zugleich soziale Frau.

Das ist spannend, denn was Leute sagen, die hier in Wengen die Weiterbildung gemacht haben, bezieht sich immer auch darauf: dein quasi mütterliches, sorgendes und versorgendes Engagement für die Gruppen. Also, bei den Leuten kommt an, was du früh gelernt hast.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Ja. Und das gilt nicht nur für meine Mutter und ihre Familie, sondern auch für meinen Vater und seine Herkunftsfamilie – deren Mütter und die Väter: Wir haben immer sehr viel Zusammenhalt gehabt, die Familie war oberste Priorität.

Du bist ein Familien- und ein Gruppenmensch?

Ja, wobei das mit den Gruppen nicht ganz stimmt. Denn ein Hauptthema meines Lebens ist, dazuzugehören und doch nicht ganz dabei zu sein. Das hat etwas mit dem Flüchtlingsstatus zu tun. In Thüringen gehörte ich nicht dazu, in Dortmund galten wir als asozial – die, die aus dem Lager kamen. Die Freundinnen durften beispielsweise nicht meine Freundinnen bleiben, wenn herauskam, dass ich ein Kind aus dem Lager bin. Ich hatte und habe immer eine große Sehnsucht, dazuzugehören. Und gleichzeitig ist klar: Ich bin anders. Dieses Feedback bekam ich auch von anderen in unterschiedlichen Kontexten.

Hat das etwas mit dem Thema der verlorenen Heimat zu tun?

Ich habe keine Heimat und auch nicht die Idee, dass ich eine verloren hätte; wahrscheinlich war ich damals noch zu jung. Bei Werner, meinem Mann, ist das anders. Er hat den Verlust von Heimat sehr intensiv erlebt. Meine Heimat war meine Familie. Dort habe ich mich immer aufgehoben und zugehörig gefühlt.

Die Schrecken der Flucht habe ich vollständig verdrängt bzw. sie sind nicht an mich herangekommen. Ich erinnere mich an eine Situation, in der das für mich ganz deutlich wurde. Unsere Weiterbildungskurse beinhalten viel Familienrekonstruktion – Familiengeschichte ist ein wichtiger Bestandteil unseres Konzepts. In einem Seminar ging es um die Familie einer Teilnehmerin. Ihr Mann, der für die Rekonstruktion mitgekommen war, ein Ingenieur, also keiner vom Fach, erzählte über seine Flucht. Er war damals etwa genauso alt wie ich und hatte fast die gleiche Fluchtstrecke wie ich. Der Unterschied war nur: Er war mit fünf Jahren das älteste der drei Kinder, ich das jüngste. Den Fluchtweg haben wir hier im Haus nachgespielt und ich habe Rotz und Wasser geheult. Er als Ältester von Dreien hatte links das eine Kind, vorn einen Rucksack, hinten einen Rucksack; die Mutter trug das Baby. Die gleiche Geschichte, aber ein anderer Kontext – die Geschwisterreihe und die Geschwisterposition. Er musste Verantwortung übernehmen, ich dagegen war die Jüngste, auf die alle geachtet haben. Wenn ich hungrig war, haben sie mir den letzten Bissen zugesteckt, wenn ich nicht mehr laufen konnte – oder wollte, haben sie mich schnell auf den Wagen gehoben, obwohl eigentlich keine Menschen drauf sein sollten. Für mich waren diese zehn Monate Flucht ziemlich lustig, für ihn ein Überlebenskampf.

Gibt es einen Unterschied zwischen der Flucht von Oberschlesien nach Thüringen – da warst du fünf Jahre alt und das Nesthäkchen – und von Thüringen nach Westberlin– da warst du schon 13 Jahre alt?

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Ja, das macht einen Unterschied. Mit 13 habe ich mehr als eigenes Erlebnis im Gedächtnis. Die erste Flucht habe ich viel mehr durch die Familienerzählungen im Kopf. Bei den Älteren wurde viel über die Flucht und die verlorene Heimat geredet. Meine Großmutter zum Beispiel wurde, nachdem sie mit dem Großvater nach Oberschlesien zurückgegangen war, von Polen erschlagen, und die Familie hat darüber wochenlang geweint.

Die Flucht nach Westdeutschland war prägender?

Ja, als Fluchterfahrung, hinsichtlich der Familiendynamik und des Lagerlebens, worüber ich dir schon erzählt habe. Wir sind über die damals noch offene Grenze in Berlin geflohen. Meine Schwester hatte damals einen Freund in Ostberlin, der als Deckadresse diente. Wir sind zunächst getrennt nach Ostberlin gefahren, erst meine Schwester und ich. Einen Tag später kamen meine Mutter, mein Vater, mein Bruder nach; mit ihm hatte die Mutter einen Code ausgemacht. Sie schickte ihm ein Telegramm: Ich mache große Wäsche. Da wusste er, dass es in den Westen ging. Eigentlich wollte er gar nicht, denn mittlerweile war er sehr DDR-geprägt und sehr für die DDR. Zwischen ihm und meinem Vater gab es darüber jahrelange Auseinandersetzungen.

… politische Auseinandersetzungen?

Ja, politisch, aber vor allen Dingen auch, weil er meinem Vater vorgeworfen hat, er habe ihn sozusagen dort herausgerissen, ohne dass er es wollte.

Und wie ging es mit der Flucht weiter?

Trotz Kontrollen haben wir uns in den Westen abgesetzt. Der hieß »goldener Westen«, aber so golden war er nicht. Wir Lagerkinder durften beispielsweise nicht in die Schule, und ich liebte doch die Schule so sehr. Von Westberlin wurden wir nach Hannover ausgeflogen und von dort kamen wir nach Schongau in Oberbayern. Meine Mutter hat es geschafft, dass ich dort wieder in die Schule durfte, in die siebente Klasse einer Realschule. Das ging aber nicht lange gut. Ich hatte einen Mathematiklehrer, der hatte weniger Ahnung von Mathematik als ich – denn ich war ein Mathematik-Ass. Den habe ich auf Fehler hingewiesen und das kam nicht gut an.

Es kam zum Streit zwischen uns beiden und ich wurde aus der Schule entlassen, weil sie mich ja sowieso nur meiner Mutter zuliebe aufgenommen hatte. Das war eine schreckliche Zeit. In Dortmund gab es wieder Probleme, eine Schule zu finden. Ich musste mich für eine Aufnahmeprüfung für das Aufbau-Gymnasium anmelden. Für 350 angemeldete Kinder, darunter viele DDR-Flüchtlinge, gab es nur 45 Plätze. Wir mussten mehrere Tests machen, die ich alle mit Bravour bestanden habe. Das hatte auch etwas damit zu tun, dass ich gute Schulerfahrungen

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

in der DDR hatte. Dort wurde man sehr gefördert und als gute Schülerin vielfältig ausgezeichnet. Dadurch hatte ich ein großes Selbstbewusstsein, ich wusste: Auf meinen Kopf kann ich mich verlassen. Ich habe dann einen Platz bekommen – gegen die Vorhersage des Lehrers in der Volksschule –, uns DDR-Flüchtlinge konnte man einfach nicht sonderlich leiden. Ich würde gar nicht sagen, dass ich besonders ehrgeizig war – es fiel mir einfach zu.

Werner ist es da ganz anders gegangen, er ist nicht so ein Glückskind wie ich, er musste viel mehr kämpfen. Aber deshalb hat er auch diese Authentizität und Unbeirrbarkeit – viel stärker als ich. Ich lasse mich schnell beirren oder umstimmen – da passen wir zwei gut komplementär zusammen. Viele Teilnehmer von Kursen haben gesagt: Allein seid ihr ganz gut, aber zusammen seid ihr unschlagbar.

Hast du dann gleich nach dem Abitur Psychologie studiert?

Das war etwas komplizierter; ursprünglich wollte ich Sozialarbeit studieren, auf Anregung einer Tante. Sie war Kindergärtnerin und ist nach dem Krieg, weil sie als ehemalige NS-Kindergärtnerin keine Stelle fand, nach England gegangen, wo sie ein Heim geleitet hat – und das schon kurz nach dem Krieg. Als sie dann Ende der 1950er Jahre zurück nach Deutschland kam, weil sie die Familie vermisste, hat sie Sozialarbeit in Gelsenkirchen studiert. Als sie mir davon erzählte, fand ich das sehr spannend – gerade wegen meiner Erfahrungen im Flüchtlingslager. Weil das aber damals noch kein Hochschulstudium war, sondern eine Ausbildung auf Fachschulniveau, habe ich mich für die Psychologie entschieden.

Für meine Eltern war das komisch – meine Mutter hatte herausgefunden, dass von den damals 300 Abiturienten in Dortmund nur eine Psychologie studieren wollte, und das war ich. Aber meine Eltern waren ohnehin der Meinung, dass ich irgendwie aus der Art geschlagen war. Mein Vater hat oft zu mir – ganz liebevoll – gesagt: Du verrücktes Frauenzimmer. Und meine Mutter hat mir mal später gesagt: Wenn ich dich nicht gehabt hätte, hätte ich gar nicht gewusst, dass Kinder erziehen anstrengend sein kann. Also, ich war wohl offensichtlich von allen Geschwistern diejenige, die immer mal wieder etwas machte, was meine Eltern in Unruhe brachte. Und so war es auch mit diesem Studium.

Warum dann Psychologie?

Ich habe mich immer glücklich gefühlt. Als wir dann während des ersten Semesters gefragt wurden, weshalb wir denn Psychologie studieren, da habe ich zum großen Gelächter aller gesagt: Ich will von meinem Glück etwas abgeben.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Wo hast du studiert?

In Münster. Ich bin auch in Münster geblieben. Ich wollte eigentlich nach dem Vordiplom nach Westberlin. Aber da wurde meine Mutter wieder krank und meine Schwester war inzwischen verheiratet und hatte Kinder. So musste ich in der Nähe bleiben.

Während des Studiums mussten wir drei Praktika machen. Das erste war ein Betriebspraktikum bei Klöckner in Osnabrück, dort habe ich Kranführer getestet. Das zweite war in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Danach war mir klar, nur mit Kindern, das ist nicht mein Ding. Mein drittes Praktikum habe ich in einer Erziehungsberatungsstelle in Münster gemacht. Das hat mir viel besser gefallen – wegen der Elternarbeit.

Bist du dann nach dem Diplom nach Konstanz gegangen?

Nein, über die Empfehlung einer Dozentin im Studium kam ich als Dozentin an die Höhere Fachschule für Sozialarbeit in Detmold. Da war ich fünf Jahre – wunderbar! Dann kam das Fachhochschulgesetz. Ich hätte dort Professorin werden können, aber dann kam eine Anfrage von Hans Pfaffenberger, den ich über die Dozententätigkeit an der HfS kannte und der damals an den Fachbereich Erziehungswissenschaft an der neuen Konstanzer Uni berufen worden war. Pfaffenberger schrieb, dass er dort ein Magisterstudium für Sozialarbeit entwickeln wollte. Ich musste mich im Fachbereich vorstellen, aber erst wollten sie mich nicht. Ich war aber ganz keck, denn ich hätte ja im Falle einer Ablehnung in Bielefeld eine Professorinnenstelle an der neu gegründeten Fachhochschule bekommen können. Ich habe ihnen gesagt, was ich an dem Konzept verändern würde, und statt Ärger gab es dann die Stelle. Werner und ich sind anschließend nach Konstanz gezogen und dort war ich von 1971 – 1978 an der Uni. Pfaffenberger ist 1976 nach Trier gegangen, deshalb ist meine Promotion über Familientherapie nicht fertig geworden. Nun hatte ich niemanden mehr, der mir Dampf gemacht hätte, und es war mir wohl auch nicht wichtig genug.

Wie kam es denn zu diesem Interesse an Familientherapie?

Werner und ich hatten seit 1974 Familientherapie gelernt, zuerst bei Virginia Satir. Zunächst hatten wir uns beide mit Gruppentherapie, dann mit Familientherapie im Rahmen der Sozialen Arbeit beschäftigt. Wir kamen dann in ein von Hilarion Petzold veranstaltetes Seminar mit Virginia Satir und waren begeistert. Weil Virginia aber danach wegen einer Augenerkrankung eine Zeit lang nicht nach Europa kommen konnte, suchten wir nach einer anderen Ausbildungsmöglichkeit, und das waren Martin Kirschenbaum und Carole Gammer, die beide Schüler von Virginia waren. Bei ihnen in München haben wir 1975 mit der Aus-

© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

bildung begonnen. Anschließend haben wir bei Carole noch die Supervisorenausbildung gemacht.

Wann war das?

1976 waren wir mit der Weiterbildung in Familientherapie fertig und 1977 mit der Supervisorenausbildung. Dazu kam dann noch Körperpsychotherapie, die wir bei George Downing, dem Mann von Carole, gelernt haben. Meine Stelle an der Uni endete 1978. Ich habe mich dann an verschiedenen Fachhochschulen für eine Professur beworben, es aber nie geschafft, obwohl ich bei zwei FHs sogar auf dem ersten Platz der Berufungsliste stand. Da hat mir das Ministerium einen Strich durch die Rechnung gemacht – ich vermute, aus politischen Gründen. Das war ja die große Zeit der Gesellschaftskritik und konservative Landesregierungen hatten das nicht gern. In diesem ganzen Wirrwarr flatterte dann ein Brief von Rosemarie Welter-Enderlin ins Haus, die ich auf zwei Kongressen kennen gelernt hatte. Sie teilte mir mit, dass die Landesarbeitsgemeinschaft der Erziehungsberatungsstellen in Baden-Württemberg eine Weiterbildung in Familienarbeit wollte, sie aber keine Zeit dafür hätte und mich vorgeschlagen habe. So kamen Werner und ich in die Ausbildungsszene.

Wie habt ihr das mit der therapeutischen Praxis gemacht?

Wir haben Fälle von Jugendämtern übernommen, weil es dort ja keine Möglichkeiten für eine längerfristige Therapie gab. Die Ämter waren froh, dass wir schwierige Fälle übernahmen. So kamen wir in die Jugendhilfe. Ich habe ja auch schon im Rahmen meiner Lehrtätigkeit beispielsweise eine Veranstaltung »Analyse sozialpädagogischer Einrichtungen« angeboten. Wir haben in diesem Rahmen viele Einrichtungen aufgesucht – Gefängnisse, Heime, Jugendämter.

Da habt ihr schon früh eines eurer wichtigsten Themen gefunden, nämlich Familienberatung bzw. Familientherapie in der Jugendhilfe.

Ja, und vor allem in der Kombination von Ausbildung, Supervision und Beratung. Hinsichtlich der Ausbildung ging es sehr schnell. Wir wurden dann eingeladen, einen Kurs an einer Beratungsstelle in Kehl und ein einwöchiges Seminar für ehemalige Heilpädagogik-Studierende an der katholischen Fachhochschule in Freiburg abzuhalten. Und darüber hatten wir sehr schnell weitere Interessenten; so sind wir in die Ausbildungsszene hineingekommen. Das war im Herbst 1978. Daneben hatten wir noch Lehraufträge an Fachhochschulen. Ich hatte ja viel Lehrerfahrung durch meine Arbeit an der Uni und viele Beziehungen. Beispielsweise war ich schon 1976 mit Studierenden bei Helm Stierlin in Heidelberg hinter der Scheibe. Er war da gerade erst aus Amerika gekommen.

Unser Ziel war es schon damals, dass die Sozialarbeiter durch Kenntnisse in

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

der Familientherapie und Familiendynamik genügend praktisches und theoretisches Rüstzeug bekommen, dass sie den Familien helfen können, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht ständig die Hilfe des Jugendamts oder des Sozialamts in Anspruch nehmen zu müssen. Uns fiel damals auf, dass in vielen Kursen nur wenige Sozialarbeiter waren, viel mehr Ärzte und Psychologen. Wir haben das auf die hohen Ausbildungskosten zurückgeführt. Aber gerade weil wir die Familienberatung in der Sozialarbeit so wichtig fanden, war einer unserer ersten Grundsätze, dass die Ausbildung bezahlbar sein muss. Wir wollten Kollegen ansprechen, die sich die teuren amerikanischen oder holländischen Weiterbildungen nicht leisten konnten.

Jetzt sind wir schon bei den Grundsätzen und Zielen eurer Weiterbildungsangebote. Magst du dazu noch mehr sagen?

Die beiden ersten habe ich ja schon genannt: das Hineingehen in die Sozialarbeit und die Bezahlbarkeit. Das nächste war unsere Beweglichkeit. Zu diesem Zeitpunkt war klar, dass wir keine Kinder bekommen konnten. Wir kannten uns erst eine Woche, da wussten wir schon, dass wir vier Kinder wollten. Aber davon mussten wir Abschied nehmen.

Und so habt ihr aus der Not eine Tugend gemacht. Denn mit Kindern wärt ihr ja viel gebundener gewesen – das weiß ich aus eigener Erfahrung.

Ja, wir haben gesagt: Wer uns haben will, da gehen wir hin!

Habt ihr eure Ausbildung dann den Jugendämtern angeboten?

Das lief nicht über formelle Angebote, sondern über Mundpropaganda. Das fing schon mit Kehl und Freiburg an. Dann kam eine Supervisionsanfrage vom Ortenaukreis. Da ging es noch nicht um Familientherapie, sondern um Supervision. In diesem Zusammenhang haben wir Stefan Karolus kennen gelernt

Er war damals schon Sozialdezernent im Ortenaukreis?

Ja, und er hat dann an einem Kurs teilgenommen und am Ende gesagt: Das will ich für alle meine Sozialarbeiter. So kam es zu unserer engen Zusammenarbeit. Dazwischen habe ich noch einen Kurs beim Deutschen Verein[1] für Fachhochschulprofessoren abgehalten und daraus entstand eine 15-jährige Zusammenarbeit mit dem Weiterbildungsinstitut der Fachhochschule in Kiel. Dort haben zwar

1 Der »Deutsche Verein für öffentliche und soziale Fürsorge« ist der zentrale deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit – heute mit Sitz in Berlin, früher in Frankfurt am Main.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

immer Mitarbeiter von Jugendämtern teilgenommen, aber die Kurse wurden vom Weiterbildungsinstitut organisiert. Wir selbst sind nicht direkt an die Jugendämter herangetreten. Wir veröffentlichten dann einen kleinen Artikel in der Neuen Praxis[2] über unsere Weiterbildung und in dessen Folge rief ein ehemaliger Student von Werner an und sagte: Mensch, das wäre doch auch was für Nordrhein-Westfalen. Und so kamen wir dorthin und fingen in Ratingen beim Evangelischen Gemeindedienst an. Dann kam der DPWV[3] auf uns zu und bot uns an, einen Weiterbildungskurs mit uns als Leitern zu organisieren. Das haben wir 15 Jahre gemacht und dann die Arbeit 1999 dem WMC Rheinland übergeben. So haben wir uns praktisch über Mund-zu-Mund-Propaganda entwickelt.

… und zum Schluss habt ihr in der ganzen Bundesrepublik Weiterbildungen angeboten?

Nicht in der ganzen. Was uns beispielsweise bis heute ärgert, ist, dass wir wenig im Osten unterwegs waren. Eigentlich gab es nur einen Kurs, den die Evangelische Kirche in Ostberlin organisiert hatte. Wir haben in Westberlin gewohnt und sind jeden Tag herübergefahren. Am dritten Tag kam die Stasibeauftragte und sagte zu uns: Ich bin die Stasibeauftragte, ich muss über euch berichten. (lacht) Wir haben geantwortet: Ja, tue es doch. Es konnte uns doch nichts Besseres passieren, als dass über uns berichtet wurde. Aber wir haben das nur zweimal gemacht. Virginia Satir dagegen war im Osten mit ihren Weiterbildungen stark vertreten. Das lief alles über die Evangelische Kirche. Auch nach der Wende haben wir uns dort nicht weiter engagiert. Irgendwie wollten wir das nicht; wir hatten das Gefühl, da rennt jetzt jeder hin und das widerstrebte uns: Jetzt haben wir ihnen schon unser ganzes Gesellschaftsmodell übergestülpt, da müssen wir doch als Psychos nicht auch noch mitmachen.

Und was waren die anderen Regionen in Deutschland, die ihr nicht beackert habt?

Wir hatten mit Martin Kirschenbaum und Carole Gammer eine Verabredung, dass wir in München keine Kurse anbieten, um uns nicht ins Gehege zu kommen. Und irgendwie waren wir auch nicht in Hessen und im Saarland. Da ist nie jemand gekommen und wollte etwas von uns haben.

2 Die »Neue Praxis« erscheint im Luchterhand-Verlag und ist eine wichtige Fachzeitschrift für Theorie und Praxis der Sozialpädagogik und Sozialarbeit in Deutschland.

3 Der »Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband« ist ein Dachverband von freien Trägern im Feld von der Sozialer Arbeit, Bildung, Ausbildung, Sozialpsychiatrie.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Habt ihr euch später die Wenger Mühle geschaffen, damit die Leute auch zu euch kommen können – quasi als eine kleine Weiterbildungsakademie?

Die Wenger Mühle haben wir 1986 gekauft und 1987 sind wir hier eingezogen. Wir hätten lieber etwas im südbadischen Raum gefunden – wegen der Arbeit im Ortenaukreis, aber da war nichts finanzierbar.

Die Wenger Mühle ist also zunächst nicht aus fachlichen Standortüberlegungen entstanden?

Nein, überhaupt nicht. Wir hatten auch hier im Raum Weiterbildungen, zum Beispiel in Leutkirch, oder etwas weiter weg in Ellwangen. Aber das waren alles nur Kurzzeitweiterbildungen an Wochenenden. Mit der Wenger Mühle hatten wir dann die Möglichkeit, längere Weiterbildungseinheiten in eigener Regie zu machen. Weiterbildungsrichtlinien gab es damals noch keine; die DFS ist ja erst 1987 gegründet worden.

Kommen wir jetzt noch einmal zu den grundlegenden Zielen und Überlegungen für eure Weiterbildungsprogramme. Was war euch außer dem schon Gesagten noch wichtig?

Unsere Grundphilosophie ist, so denke ich, die Überzeugung, dass überall in Therapie, Psychiatrie und Sozialarbeit Wertschätzung, der Blick auf die Ressourcen, die Überzeugung, dass jeder Mensch Entwicklungsmöglichkeiten hat, hilfreich sind. Und dass umgekehrt, wie es meine Erfahrung im Flüchtlingslager gezeigt hat, die Lebensbedingungen von Familien einen unglaublichen Einfluss auf Menschen haben und mögliche Entwicklungen blockieren können. Wir möchten, dass es den Menschen besser geht, und dass ihnen die Fachkräfte mit Respekt und Wertschätzung begegnen. Als Lehrtherapeuten sind wir die Multiplikatoren dieser Ideen, da haben wir eine größere Breitenwirkung, als wenn wir selbst nur Therapien machen würden. Wir haben viele Beispiele von Kolleginnen und Kollegen, die uns berichten, dass ihnen Familien gesagt haben, sie seien die Ersten, bei denen sie sich als Menschen fühlen. Die hatten zum Teil zehn Jahre Erfahrung mit Sozialarbeit hinter sich, aber sie haben sich immer schlecht gefühlt. Und in der Familienberatung haben sie das erste Mal Wertschätzung empfunden. Das ist eine prima Rückmeldung für unsere Weiterbildungsarbeit.

Das ist besonders wichtig, denn eure Weiterbildungsangebote richteten sich speziell auch an Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter.

Ja, und in dem Zusammenhang war es uns auch wichtig, dass kein Weiterbildungswunsch am Geld scheitern sollte. Wenn jemand kam und sagte: Ich möchte gern weitermachen, aber ich habe kein Geld – der bekam einen Freiplatz. Wir

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

haben früher in jedem Kurs bis zu zwei Freiplätze gehabt. Geld darf nicht dazu führen, dass jemand nicht das lernen kann, was er für seine Entwicklung dringend möchte. Und das ist auch für uns ein Gewinn: Wir haben oft gegeben oder etwas ermöglicht und wir haben es immer dreifach zurückbekommen.

Nun kommen wir zu eurem Familienberatungsprojekt im Ortenaukreis – einer wirklichen Innovation in der Jugendhilfe.

Stefan Karolus, der damalige Sozialdezernent im Landratsamt des Ortenaukreises, hatte die Idee, dass alle Sozialarbeiter des Jugendamts eine Familienberatungsausbildung machen sollten. Er wollte damit erreichen, dass eine gemeinsame Arbeitsgrundlage für die Jugendhilfe im Landkreis geschaffen wurde, von deren Wirksamkeit er überzeugt war. Er hatte ja vorher selbst bei uns eine Weiterbildung gemacht.

Wie er mir selbst gesagt hat, ging es ihm einerseits darum, durch eine familienorientierte ambulante Hilfeform in die Krise geratenen Familien helfen zu können, wieder auf die eigenen Beine zu kommen, und es ging ihm darum, die Zahl der sehr teuren stationären Hilfen – also Heimunterbringungen und teilstationären Hilfen, vor allem die Tagesgruppen – zu reduzieren. Gerade Letzteres nutzte er als Argument dem Landrat und dem Kreistag gegenüber, denn er brauchte erst einmal sehr viel Geld für die Weiterbildung der Fachkräfte im Jugendamt.

Stefan wollte, dass alle Mitarbeiter die Ausbildung absolvieren sollten, und zwar bei uns. Das wollten wir nicht, wegen der Freiwilligkeit der Teilnahme. Da hatten wir einige Konflikte.

Eure gemeinsame Idee war es, neben dem Kommunalen Sozialen Dienst eine parallele Hilfestruktur einzuführen – die Familienberatung. Die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter des Kommunalen Sozialdienstes sollen den Kontakt zu den Familien ihres Bezirkes herstellen und halten, die sich in akuten oder strukturell-chronischen Krisen befinden. Wenn ihrer Einschätzung nach für eine Familie eine längerfristige Familienberatung entwicklungsförderlich sein könnte und die Familie, vor allem natürlich die Eltern zustimmten, sollte sie an die Familienberatung überwiesen werden. Der Kollege bzw. die Kollegin des KSD blieb weiterhin für den Hilfeplan zuständig und musste über kritische Ereignisse, Verläufe, Prognosen informiert werden, aber die inhaltliche Gestaltung des Hilfeprozesses ging an die Familienberatung über.[4]

4 Zu detaillierte Informationen siehe Ritscher, W. (2006). 20 Jahre Familienberatungsprogramm im Jugendamt des Ortenaukreises. Ein Interview mit Martin Fehrenbach, Renate Flügler, Gerhard Hammer, Thomas Kaiser, Gisal Wnuk-Gette und Werner P. E. Wnuk. Kontext, 37 (2), 171–190.

KONTEXT 44,3, S. 328–349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Ja, und dafür brauchte es familientherapeutisch gut ausgebildete Fachkräfte auf der Seite des KSD, denn sie sollten fachlich kompetente Einschätzungen vornehmen, verstehen, was in der Familienberatung passierte, und mit den Familienberaterinnen zusammenarbeiten. Und es brauchte fachlich qualifizierte Familienberater für dieses neue Programm. Die Kooperation zwischen dem KSD-Mitarbeiter und den entsprechenden Familienberatern – mit den Familien wurde immer im Co-Team gearbeitet – fand unter anderem in gemeinsamen Supervisionen statt.

Das verdeutlicht, warum Stefan Karolus eine familiensystemische Weiterbildung auch für alle KSD-Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wollte. Es ging ihm um eine gemeinsame Sprache für eine Verständigung bei der Fallarbeit.

Ja, aber er wollte sie einheitlich bei uns, und das wollten wir nicht. Im Endeffekt war es dann so, dass die ersten Sozialarbeiter in unseren Kursen ihre Kollegen nachzogen, weil sie davon angetan waren. Und gleichzeitig hatten alle weitergebildeten KSD-Kolleginnen auch die Möglichkeit, als Honorarkräfte in der Familienberatung im nichteigenen Bezirk zu arbeiten, so dass sie die Wirkungen der Familienberatung auch aus eigener Erfahrung kannten. Rechtlich war das ein Hochseilakt!

Was ist deine Bilanz dieses Projekts?

Die Familienberatung ergänzte die Jugendamtsarbeit um einen neuen Blickwinkel: das System und wie man damit umgehen kann. Es brachte für die KSD-Mitarbeiter neue Ideen für die Sozialarbeit mit den Familien und es brachte für die Familien neue Entwicklungsmöglichkeiten. Ich glaube, das Projekt hat viele gute Wirkungen gehabt, auch finanziell war und ist das Projekt erfolgreich. Die Mitarbeiter im Familienberatungsprojekt waren übrigens nicht fest beim Jugendamt angestellt, sondern arbeiteten mit Honorarverträgen. Insofern waren sie nicht in die Amtsstrukturen und Hierarchien eingebunden. Das hat ihnen mehr Bewegungsspielraum verschafft, in der Familie selbst, aber auch gegenüber dem Amt. Was die Kooperation mit dem KSD anging, muss ich sagen, dass diese immer sehr gut und kollegial war.

Ihr habt dann über zwanzig Jahre das Familienberatungsprogramm geleitet, habt es konzeptionell weiterentwickelt, die Weiterbildung für die meisten Mitarbeiterinnen gemacht, die Supervision der Mitarbeiterinnen übernommen, für die Kooperation zwischen KSD und Familienberatungsprogramm gesorgt und den Kontakt zu den für euch wichtigen Instanzen im Landratsamt gehalten. War das nicht ein bisschen viel in einer Hand?

© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Das denke ich manchmal im Nachhinein auch, wir waren sicher bisweilen überinvolviert, besonders in der Hinsicht, dass die Arbeit erfolgreich sein sollte, das heißt, die Neutralität ging uns manchmal verloren. Gleichzeitig haben wir diese Arbeit mit Herzblut getan, das hat wahrscheinlich anderes kompensiert.

Vor sechs Jahren habt ihr die Projektleitung abgegeben. In der Zwischenzeit 1994 hattet ihr auch noch ein genauso interessantes und innovatives Projekt ganz in der Nähe der Wenger Mühle ins Leben gerufen, die familienorientierten Hilfen im Landkreis Biberach an der Riß. Wie ist denn das gelaufen?

Der damalige Sozialdezernent von Biberach hatte auf einer Dezernententagung durch Karolus von unserem Projekt gehört. Der hat ihm gesagt: Da gibt es zwei Leute, die wohnen bei Ihnen um die Ecke, mit denen arbeite ich zusammen. So bekamen wir eines Tages einen Brief vom Sozialdezernenten aus Biberach. Wir haben uns dann zusammengesetzt und es hat sich herausgestellt, dass er vorher Familienberatung gar nicht positiv gesehen hat – warum auch immer. Aber irgendwie hat es zwischen uns funktioniert und er war ganz schnell von unserer Idee der Familienberatung im Jugendamt überzeugt. Der damalige Jugendamtsleiter war ein bisschen skeptisch, die Mitarbeiter alle, weil der Sozialdezernent die Einführung unseres Konzepts ganz autoritär verfügt hatte: Am Soundsovielten um soundsoviel Uhr versammeln wir uns in der Wenger Mühle. Wir haben davon nichts gewusst, wir hatten natürlich erwartet, dass er seine Mitarbeiter vorher informiert; also kamen sie alle sauer hier an. Und das Erste, was wir hier machen mussten, war Joining, Transparenz und Aufklärung.

… Auflockerungsarbeit. (beide lachen)

Ja, und neben der Überzeugungsarbeit für die Familienberatung ging es auch um die Idee des Dezernenten, dass die Jugendamtsarbeit im Landkreis dezentralisiert werden sollte, denn es ist ja ein Flächenlandkreis und es gab zu diesem Zeitpunkt eigentlich nur den Standort Biberach. Aber die Mitarbeiter wollten nicht. Dann haben wir hier in zwei Sitzungen vier Standorte entwickelt – und die Mitarbeiter waren alle zufrieden! Der Sozialdezernent hat immer gefragt: Wie machen Sie das? Wir sagten ihm: Wir entwickeln etwas zusammen mit den Mitarbeitern, nicht gegen sie.

Das heißt, Ihr musstet erst einmal mit den Voraussetzungen für die Einführung der Familienberatung anfangen?

Ja, wir dachten zunächst, dass das Familienberatungsprojekt analog zu dem im Ortenaukreis eingeführt werden sollte. Aber dann haben wir gemerkt, dass wir erst einmal mit der Organisation, den Strukturen und vor allem der Akzeptanz anfangen müssen. Im Unterschied zum Ortenaukreis hatte hier kaum jemand

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

eine Weiterbildung in Familienberatung, dieses Denken gab es kaum. Und als wir von Familienberatung sprachen, haben wir bemerkt: Keiner will uns hören. Da war klar, dass wir erst einmal ganz anders einsteigen mussten, das heißt, vor allem Vertrauen gewinnen. Aber es gab einen guten Ansatzpunkt: An unseren Kursen in der Wenger Mühle hatten auch einige Kollegen aus der hiesigen Gegend teilgenommen – aber niemand aus dem Jugendamt. Mit ihnen konnten wir einen Pool von Fachkräften bilden, die dann als Honorarkräfte die geplante Familienberatung übernehmen konnten. Und es gab im Landratsamt zwei Kollegen, ein Kollege, eine Kollegin, die hatten in Stuttgart eine Weiterbildung in Familienberatung gemacht. Aber das waren die Einzigen, die mit unserem Denken vertraut waren und die uns bei der Einführung sehr unterstützt haben.

Aber vielleicht gab es mehr Interesse für die Familienarbeit, als ihr ahntet, das aber hinter dem Widerstand gegen den Sozialdezernenten verschwunden war?

Ja. Das haben wir gemerkt, als der Sozialdezernent überraschend gestorben ist, von jetzt auf gleich. Dann erst haben wir begriffen, wie wenig beliebt er war. Es war niemand von den Sozialarbeitern auf seiner Beerdigung. Das hat uns sehr erschüttert. Weil wir ihn eigentlich als sehr angenehmen Verhandlungspartner erlebt hatten.

Und dann?

Inzwischen hatte der Landrat ein Auge auf uns geworfen und er hat dafür gesorgt, dass es auch nach dem Tod des Sozialdezernenten mit dem Projekt weiterging. Dem Landrat waren vor allem die Zahlen wichtig: Wie viele Heimunterbringungen kann man durch die Familienberatung verhindern? Hilfreich war auch, dass wir inzwischen auch mit dem neuen Jugendamtsleiter gut in Beziehung waren. Nachdem wir die Mehrzahl der Mitarbeiter im Jugendamt für das Projekt interessieren konnten, haben wir am Standort Biberach angefangen und dann an den weiteren Standorten – Riedlingen, Ochsenhausen und Laupheim. Als Mitarbeiter konnten wir die Kollegen aus dem schon erwähnten Pool gewinnen – einige kennst du ja selbst.

Wichtig war, die ASD-Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mit dem systemischen Denken vertraut zu machen?

Genau. Ich erlebe ich immer wieder, dass die Sozialarbeiter im Jugendamt zwischen den Fällen im Beratungsprogramm und den alltäglichen Fällen unterscheiden. Ihnen fehlt manchmal der ganzheitliche systemische Blick, mit dem die Arbeit im ASD und in der ambulanten Familienberatung zusammen gesehen werden kann. Für die eine Seite gab es den ressourcenorientierten Blick, für die andere die Defizitsicht. Um dem zu begegnen, braucht es eben Weiterbildung,

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

und um die haben wir uns dann sehr intensiv gekümmert. Und wir haben dabei erst einmal mit der Alltagssozialarbeit angefangen – das, was du systemische Soziale Arbeit nennst – und nicht gleich mit der Familienberatung.

Nun hat es im Landkreis Biberach durch eure Initiative eine Entwicklung gegeben, die über den Ortenaukreis hinausgeht – Stichwort Systemische Familienschulen.

Wir hatten eben auch Fälle, wo wir alle merkten, da kam Beratung nicht vorwärts. Gerlinde Fischer und Co. kamen und sagten: Wir haben da mehrere alleinerziehende Frauen, die unser Beratungsangebot nicht so nutzen, wie wir das gern hätten. Lasst uns die doch zusammen holen und stärker mit Eltern und Kindern alltagsorientiert arbeiten und schauen, ob sie im Alltag was lernen können für das Leben mit ihren Kindern. Es gibt einfach Familien, die sind anfangs mit dem Familienberatungsangebot überfordert. Die brauchen ein niedrigschwelligeres Einstiegsangebot und ein Vertrauen, dass das, was da passiert, nicht gegen sie gerichtet ist.

Das heißt, ihr habt die Mütter und ihre Kinder zusammen genommen, damit sie gemeinsam etwas lernen können, zum Beispiel bei der Hausaufgabenbetreuung, beim Spielen, beim Kochen, Essen, Aufräumen – das sind ja in manchen Familien mit Schwierigkeiten schon die neuralgischen Punkte. War das eine Halbtages- oder in eine Ganztagesstruktur?

Das war, wenn überhaupt, eine Vierteltagesgruppe. Nach der Schule kamen Kinder und Eltern in die Familienschule – pro Tag maximal zwei, drei Eltern, und das wechselnd. Wir wollten ihnen damit auch zeigen, dass es nicht reicht, dass sie ihre Kinder bei uns abgeben, sondern dass ihre Mitarbeit dazugehört. Nun fand das Lernen durch gemeinsames Tun statt und natürlich auch durch viele nebenbei geführte Gespräche mit den Fachkräften. Und es entstanden Netzwerkbeziehungen zwischen den an den Familienschulen teilnehmenden Familien, die sie auch nach Beendigung ihrer Teilnahme weiterführen – und sie tun das, wie wir aus den Evaluationen wissen.

Deshalb gibt es ja auch die Familienfreizeiten, bei denen die Familien eine Woche zusammen sind – außerhalb ihres Alltags –, viel miteinander erleben und Beziehungen aufbauen und vertiefen können.

Ja, das ist heute ein wichtiger Bestandteil der Familienschulen. Diese Netzwerkbildung zur gegenseitigen Unterstützung ist ein wesentlicher Effekt, das haben wir bei Befragungen der Eltern immer wieder erfahren.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Eigentlich könnte man sagen, dass es sich um eine integrierte sozialpädagogische Tagesgruppe für Kinder und ihre Eltern handelt; das ist doch keine Schule.

Das stimmt, aber wir haben Schule gewählt, weil uns klar war, dass wir im Jugendhilfeausschuss mit dem Begriff »Schule« Unterstützung bekommen – und dessen Zustimmung braucht man für ein neues Jugendhilfeprojekt.

Euer Grundgedanke ist völlig einsichtig: Wir müssen die Eltern mit in die Einrichtung hineinholen, in denen mit ihren Kindern gearbeitet wird, damit eine Koevolution von Eltern und Kindern stattfinden kann. Es ist eigentlich merkwürdig, wie wenig dieser Gedanke in der Jugendhilfe, aber auch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie immer noch verbreitet ist. Ihr habt diesen Gedanken auch bei der Einrichtung einer Jugendwohngruppe berücksichtigt, ich glaube, da war auch Gerlinde Fischer ganz stark beteiligt.

Ja, da lebten die Jugendlichen während der Woche und gingen zum Wochenende nach Hause. Und die Eltern waren eingeladen, sich an dem Leben in der Wohngruppe zu beteiligen. Diesen Gedanken haben wir auch in eine große stationäre Einrichtung hier in der Gegend hineingetragen.

Insgesamt kann man sagen, dass ihr in Umrissen das Konzept einer integrierten kommunalen Jugendhilfe im Landkreis entwickelt habt, bei dem die einzelnen Einrichtungen und Hilfeformen – Bezirkssozialarbeit, Familienberatung, integrierte sozialpädagogische Tagesgruppen für Kinder und ihre Eltern, so nenne ich jetzt einfach mal die Familienschulen – und stationäre Einrichtungen sich aufeinander beziehen, und das auf der Basis eines systemisch-familienbezogenen Konzepts.[5] *Das wichtigste Element dabei war die Weiterbildung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im systemischen Denken und Handeln.*

Das kann man so sagen.

Alles in allem ist es ein wunderbares Projekt, das aber leider nur wenig Nachahmung in der Republik gefunden hat. Wisst ihr etwas über ähnliche Projekte?

Ich war überrascht, als ich in der Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung einen Artikel über zwanzig Einrichtungen gefunden habe, in der die multimodale Familienarbeit, die Eia Asen in London entwickelt hat und mit der unser Konzept einige Ähnlichkeiten hat, versucht wird.

5 Detaillierte Informationen hierzu finden sich in Wnuk-Gette, G., Wnuk, W. P. E., Fischer, G. (2005). Die Familienorientierung als grundlegende Perspektive in einem kommunalen Jugendhilfenetzwerk. In W. Ritscher (Hrsg.), Systemische Kinder- und Jugendhilfe. Anregungen für die Praxis. Heidelberg: Carl Auer (Neuauflage als E-Book).

© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Mich interessieren jetzt noch zwei Themen: Das eine ist die Verbandsarbeit, das andere die Frage nach den wichtigen Begegnungen und Personen in deinem professionellen Leben. Fangen wir mit der Verbandsarbeit an. Dort bist du ja bekannt …

… (lachend) wie ein bunter Hund. In der DAF[6] war ich nur wenig aktiv, aber dann in der DSF[7]. 1985, auf einer Busfahrt nach Monte Carlo, wo Virginia eine Großveranstaltung machte, kam Anni Michelmann auf mich zu mit dem Plan, diesen Verband zu gründen. Dann war ich bei mehreren Vorbereitungstreffen und der Gründungsversammlung. Als diejenigen, die für den Vorstand ausgeguckt worden waren, nicht wollten, bin ich dann in den ersten Vorstand geraten, zusammen mit Karin Rausch, Maria Bosch und Bernd Müller.

Worin wolltet ihr euch von der DAF unterscheiden?

In der Professionalisierung. Es wurde Zeit, an einem professionellen Profil für die Familientherapie/Familienberatung zu arbeiten.

Ich war damals genau gegen diese Tendenzen und hätte lieber die selbstorganisierte Ausbildung beibehalten statt diese formalisierte Ausbildung in Instituten – mit all dieser Zertifiziererei, Kontrolle und Bürokratie.

Das verstehe ich auch, aber nicht dieses Entweder-oder. So sehr ich den Gedanken der Selbstorganisation unterstütze, braucht es doch gleichzeitig eine institutionalisierte Struktur, um Kontinuität und Einfluss zu sichern. Im zweiten Vorstand war ich nicht dabei, das haben Anni Michelmann, Hermann Rosefeldt und Gerd Müller gemacht. Aber beim Dritten hat es mich dann wieder erwischt, da haben Gerd Müller und Anni mich nachts bei Rotwein bequatscht, dass ich das machen soll. Und sie haben es geschafft, obwohl ich vorher zu Werner gesagt habe: Es könnte sein, dass die mich fragen, aber du kannst sicher sein, ich sage nein! Also wurde ich 1996 Erste Vorsitzende.

6 Die »Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie« wurde 1978 als erster Fachverband für Familientherapie, Familienberatung und familienorientierte Sozialarbeit vor allem auf Initiative von Horst-Eberhard Richter gegründet.

7 »Dachverband für Familientherapie und Systemisches Arbeiten«, der dann 1987 gegründet wurde.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Und in dieser Eigenschaft hast du entscheidend an der Fusion von DAF und DSF mitgearbeitet.

Ja, 1997 entstand diese Idee, ausgelöst durch einen Artikel von Marie-Luise Conen, die damals die Erste Vorsitzende der DAF war und für die Fusion die entscheidendste Person ist. Die Grundfrage war: Wozu brauchen wir eigentlich mehrere Fachverbände? Sind wir nicht gemeinsam viel stärker? Bei den ersten Gesprächen war auch noch die SG[8] dabei, später nur noch DFS und DAF. Die SG wollte lieber für sich bleiben – klein, aber fein. Da gab es ja diese Metapher vom Unterschied zwischen vielen VWs und einem Porsche.

Beide haben dieselben Wurzeln – Ferdinand Porsche konstruierte den Porsche als Sportwagen für die oberen Zehntausend und den VW als zuverlässigen Käfer für die Massen.

Es ist nicht ganz klar, von wem das stammt, aber diese Metapher kursierte in der Szene und ich weiß noch, dass ich dann irgendwann gesagt habe: Mit 5000 VWs überholen wir auch die paar Porsches – die DGSF hat jetzt über 4700 Mitglieder. Aber das führte zu keiner nachhaltigen Störung zwischen DFS, DAF, die sich dann in der DGSF zusammengeschlossen haben, und der SG.

Die Fusion fand 2000 auf einer gemeinsamen Mitgliederversammlung beider Verbände statt.

Ja, und ich muss sagen, diese Verhandlungen und die Neugründung hat mir Freude gemacht. Bis auf wenige unschöne Situationen, haben wir, denke ich, gute Fusionsverhandlungen geführt. Etwas ist aber dabei schief gelaufen – das haben wir leider erst kurz vor der Gründungsversammlung in Berlin bemerkt. Nämlich: Mir war immer schon ein Anliegen, dass die Institute einen eigenen Organstatus im Verband bekommen – wie bei der SG. Bis dahin gab es nur die Einzelmitgliedschaft – die Institute gab es rechtlich in beiden Verbänden gar nicht, obwohl sie doch durch ihre Weiterbildungen ein wesentlicher Bestandteil waren. Das konnten wir nicht mehr ändern, weil die Vereinsstatuten schon abgesegnet waren. Aber später haben wir das dann in der bestehenden DGSF doch erreicht. Es freut mich noch heute, dass die Instituteversammlung den Organstatus bekommen hat.

8 Die »Systemische Gesellschaft« wurde parallel zur DAF, aber später, vor allem als Verband der Ausbildungsinstitute gegründet.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Was hat sich dadurch verändert?

Seitdem ist unter den Instituten eine völlig andere Stimmung. Es war vorher immer ein Gemauschel und Geraune und so ein Verdacht, dass da gekungelt und gemauschelt wird. Jetzt gibt es Transparenz und ein gutes Miteinander der Institute, trotz Meinungsverschiedenheiten und Konkurrenzen.

Du hast dann keine formalen Funktionen mehr übernommen?

Jetzt bin ich nur noch im Innenausschuss. Der hat ja keine Entscheidungskompetenz, sondern soll auf die verbandsinternen Abläufe und Strukturen schauen und überlegen, was da verbesserungsfähig ist und auch, was vielleicht abgeschafft werden könnte. Zum Beispiel haben wir einige Male mit dem Fort- und Weiterbildungsausschuss zusammengesessen, um ein paar Richtlinien zu entschärfen. Und dass es jetzt die Mehrfachzertifizierung gibt, geht auch auf unsere Anregung zurück und vor allem das Mentorenmodell für junge Kolleginnen, die keine Lehrbefähigung in ihrem eigenen Institut erlangen können.

Was heißt das?

Wenn ein Kollege Lehrender werden möchte und nicht in einem Institut als Kolehrender diese Qualifikation erreichen kann/will, gibt es die Möglichkeit, ein Curriculum zu entwickeln, das vom Fort- und Weiterbildungsausschuss vorläufig zertifiziert wird. Der Mentee wählt sich zwei Mentoren, die ihn bei der Durchführung dieses Curriculums begleiten, ihn unterstützen und anschließend eine Empfehlung für oder wider das Zertifikat Lehrender aussprechen. Die genauen Bedingungen sind nachzulesen in Richtlinien und Satzung der DGSF 2011/2012). Zusätzlich haben wir auch noch die Möglichkeit entwickelt, über die »Außerordentliche Bewerbung mit besonderer Lehrerfahrung« Lehrender zu werden.

Wenn du außerhalb der DGSF schon lange systemische Therapie gelehrt hast und dies nun in DGSF-zertifizierten Instituten tun willst, kannst du von der DGSF als Lehrtherapeut anerkannt werden. Du musst dann deine außerhalb der DGSF erworbene Lehrerfahrung, Praxiserfahrung und Kompetenz nachweisen und musst nicht mehr die übliche vorgeschriebene Qualifizierung durchlaufen. Das ist wichtig, denn die Kursteilnehmer bekommen am Ende der Weiterbildung nur das DGSF-Zertifikat als systemische Therapeuten bzw. Berater, wenn die Kurse zu 60 % von DGSF-zertifizierten Lehrtherapeuten geleitet wurden. Nächstes Jahr werde ich das auch abgeben.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Du bist ja auch in der EFTA[9] jahrelang aktiv gewesen. Was ist deine Erfahrung durch die internationalen Kontakte: Kann sich der Ausbildungsstandort in Deutschland im europäischen Vergleich sehen lassen oder sind wir da auf den hinteren Rängen?

Ich war lange Jahre die Vertreterin von DFS, SG und später der DGSF in der EFTA. Was Familientherapie, systemische Therapie, systemische Sozialarbeit anbetrifft, haben wir einen relativ hohen Standard in der Ausbildung und der Praxis. Im Unterschied zu anderen Ländern haben wir überwiegend private Weiterbildungsinstitute. In England ist das viel mehr an Universitäten gekoppelt.

Inzwischen gibt es auch in Deutschland mehr Weiterbildungen an Universitäten und Hochschulen als früher, oft als Kooperationsprojekt von Hochschulen und Privatinstituten.

Eine Ankoppelung an Hochschulen hat auch seine Vorteile. Dort gibt es viel mehr Ressourcen für Forschungen und Veröffentlichungen.

Wir sollten jetzt zum letzten Thema kommen. Welche Menschen und Begegnungen waren für dich in deinem reichen professionellen Leben besonders wichtig?

Da denke ich zuerst einmal an Virginia Satir. Werner und ich hatten das Glück, dass uns Gerd Müller noch einmal zu einer 14-tägigen Familienrekonstruktion mit Virginia eingeladen hat, kurz bevor sie starb. Sie war wunderbar. Dann unsere Lehrer: Carole Gammer und Marty Kirschenbaum, der ja leider 2012 gestorben ist. Und George Downing, der die Familientherapie mit dem Blick auf den Körper verbunden hat. Dann Satu Stierlin, als Freundin, aber auch mit ihrem Interesse für den Zusammenhang von Familiengeschichte und dem Dritten Reich, dem sie in ihren Rekonstruktionsseminaren nachgegangen ist. Und Helm Stierlin als einer der großen Anreger für die Familien- und systemische Therapie. Werner und ich waren auch bei Luigi Boscolo und Gianfranco Cecchin in Italien und haben dort viel gelernt.

Beeindruckend fand ich das Motto von Cecchin – respektlos sein gegenüber Ideen und Konstrukten, aber respektvoll den Menschen gegenüber, die sie schaffen. Und beeindruckend war auch Luigi Boscolo, der so ganz in sich ruhte – und seine Frau Jackie, das war auch eine ganz tolle Begegnung. Und dann denke ich an Mony Elkaim. Er hat die EFTA gegründet; ich habe mit ihm nie private Beziehungen gehabt, aber auf Kongressen immer – das war eine Kongressfreundschaft. Wir haben uns in Zürich kennen gelernt– über politische Inhalte. Er hatte bei Minuchin in dessen Slumfamilien-Projekt mitgearbeitet und hielt in Zürich einen Vortrag, in dem er sehr gesellschaftskritische Sachen sagte und

9 »European Family Therapy Association«, offiziell gegründet 1990.

© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

ziemlich ausgebuht wurde. Ich aber war begeistert. Wir hatten ja auch diesen Blick auf die sozialen Verhältnisse der Familien.

Ich habe nie verstanden, wie man als Systemiker ohne diesen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse Therapie machen kann – das gehört doch als Kontext zu jeder Familiendynamik

Genau darüber sprach ich mit Mony nach seinem Vortrag und seitdem sind wir Kongressfreunde. Er hat ja eine spannende Biografie, die genau zu dem passt, was er dann gemacht hat. Er ist ja arabischer Jude und mit einer englischen Frau verheiratet; in dieser kulturellen Spanne lebt er mit einer unglaublichen Lebendigkeit. Er wurde oft angefeindet, als Macho kritisiert. Ich habe ihn eigentlich immer verteidigt, denn ich habe ihn immer nur warmherzig und zugewandt erlebt. Wichtig in Deutschland ist noch Kurt Ludewig. Früher empfand ich ihn als ziemlich arrogant, wie er da so seine Theorien zelebriert hat. Aber das sehe ich heute ganz anders – ich verstehe, wie viel Herzblut er in diese Theorien hineinsteckt, wie er in ihnen lebt. Seitdem ich das empfinden kann, sind wir fast wie befreundet.

Auch mit Tom Levold verbindet mich eine jahrelange fast freundschaftliche Beziehung. Er verknüpft menschliche Wärme mit einer unglaublichen fachlichen Kompetenz – als Theoretiker, Therapeut und Netzwerker. Jochen Schweitzer kenne ich auch schon sehr lange. Uns verbindet keine so enge Beziehung, aber als DGSF-Vorsitzenden finde ich ihn Extraklasse. Ich finde ihn unglaublich kreativ; immer wieder hat er neue Ideen und schafft es, sie umzusetzen, vor allem in Kooperation mit anderen – da ist er ganz stark, das bewundere ich an ihm. Und Wilhelm Rotthaus, dem ich mich ebenfalls verbunden fühle, der als Erster Vorsitzender der DGSF auch sehr wichtige Arbeit geleistet hat. Und Eia Asen, mit dem wir uns professionell und menschlich sehr verbunden fühlen.

Und dann die Begegnungen mit dir, Wolf, die für mich immer ganz bedeutsam waren durch deine fachlichen Kompetenzen und deine menschliche Wärme. Und Gunthard Weber mit seiner Warmherzigkeit und ganz viele jüdische Kolleginnen, die ich im Rahmen von Holocaust-Workshops bei Kongressen der IFTA kennengelernt habe, organisiert von Florence Kaslow. Ich glaube, ich lasse es so, auch wenn es noch viele Menschen und Kolleginnen gibt, die für mich bedeutsam waren und sind, vor allem denke ich an einige Schülerinnen und Schüler, die heute eigene Institute leiten und/oder in der DGSF bedeutsame Funktionen haben. Und zum Schluss will ich dem wichtigsten Menschen in meinem privaten und beruflichen Leben danken, Werner, meinem Mann, der eher im Hintergrund unseren gemeinsamen Weg sehr geprägt hat, ohne seine Klugheit und Fürsorglichkeit wäre ich nicht das geworden, was ich heute bin.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013

Gisal, du bist wirklich die personale Konkretisierung des systemischen Leitsatzes, dass alles Leben Beziehung ist. Deshalb eine letzte Frage dazu: Du hast deine professionelle Karriere mit der Idee begonnen, dass du anderen etwas von deinem Glück abgeben möchtest. Würdest du in der Rückschau auf dein so erfülltes Leben sagen, dass du diese Motivation beibehalten konntest?

Ja, zweifellos, auch wenn es kitschig klingt. Oh, ich muss etwas heulen, weil ich an das Fest auf dem letzten DGSF-Kongress in Freiburg denken muss. Da waren ganz viele Kolleginnen, die mir ihre Schülerinnen zeigten. Sie kamen und sagten: Gisal, ich möchte dir die und die vorstellen, ich habe ihr so viel von dir erzählt und jetzt möchte ich, dass sie dich selbst kennen lernt. Das war irgendwie toll! Weißt du, da hatte ich wirklich das Gefühl, ich habe was davon weitergegeben, was mir wichtig ist und wovon ich etwas verstehe. Und ich habe, glaube ich, viele Frauen (vielleicht sogar manchen Mann) ermutigt, ihren ganz eigenen Weg zu gehen, gegen Widerstände und im Vertrauen auf das, was sie können. Das freut mich sehr.

KONTEXT 44,3, S. 328 – 349, ISSN 0720-1079
© Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2013